„Ohne Wasser gibt es kein Leben“

Forscher: Recht für alle

Brüssel – An diesem Sonntag ist Internationaler Wassertag. Der italienische Politologe und Ökonom Riccardo Petrella fordert ein Menschenrecht auf Wasser.

Herr Petrella, erkennt Europa die Bedeutung des Wassers nicht an?

Doch, aber wofür wir kämpfen, ist eine weltweite Anerkennung des Rechts auf Wasser. Nun feiert man das 60-Jahr-Jubiläum der Erklärung der Menschenrechte, aber dieses Menschenrecht gibt es noch immer nicht.

Warum nicht?

Der wichtigste Grund ist, dass jeder Staat die Souveränität über die eigenen natürlichen Ressourcen beibehalten will, insbesondere über das Wasser. Man erkennt das Recht auf Wasser der eigenen Staatsbürger an, aber man setzt sich nicht für ein universelles Recht auf Wasser ein. Bei den anderen Rechten ist es nicht so. Da sagt auch niemand, nur meine Staatsbürger haben ein Recht auf Essen.

Was ist zu tun?

Jetzt muss es um den Kampf um das Leben gehen. Ohne Wasser gibt es kein Leben, das ist wichtig, im Kopf zu behalten. Die heutige Gesellschaft sagt, nicht alle haben das Recht auf Leben. Wir hingegen wollen eine andere Gesellschaft, eine, in der jeder seinen Platz hat.

Zur Person

Riccardo Petrella

1941 kommt Petrella im italienischen La Spezia zur Welt.
Seit 1999 lehrt er Sozial- und Politikwissenschaften unter anderem an der Universität Löwen in Belgien.
Von **1967 bis 1975** war er Sekretär und Direktor des Europäischen Koordinationszentrums für Sozialforschungen.

Wie sieht es mit den Richtlinien für das Recht auf Wasser aus?

Im Moment wird die Umsetzung von privaten Interessen und Finanzinteressen dominiert. Sie bestimmen die europäische Politik des Wassers, die von kapitalistischen Konzessionen des Marktes abhängig ist.

Sie haben lange bei der Europäischen Kommission gearbeitet. Gibt es mittlerweile Veränderungen?

Leider nur Veränderungen zum Schlechteren. Es geht nun immer mehr um Privatisierung, um Vermarktung, um all diese Sachen. Die Regel der Kommission ist, dass alles von Marktmechanismen abhängt. Es gibt eine Abkürzung, die alle Politiken der Europäischen Kommission erklärt: MBI von „market based instruments“. Jede Politik ist akzeptiert, wenn sie auf den Marktmechanismen basiert. Wenn nicht, wird sie zurückgewiesen.

Sind Sie trotzdem optimistisch?

Die Zukunft hängt immer noch von uns allen ab, das heißt, man muss sich dafür einsetzen. Wenn man sich nicht engagiert, etwas zu verändern, werden die aktuellen Politikstrategien so weitergehen. Diese haben aber bereits zur ökologischen, finanziellen und sozialen Katastrophe geführt.

Fragen von Caroline Ausserer, Brüssel

Worte der Woche

„Wäre die Welt eine Bank, hättet ihr sie längst gerettet.“

Aufschrift auf einem Greenpeace-Banner, das von Aktivisten der Umweltschutzorganisation an einem der Türme der Deutschen Bank in Frankfurt entrollt wurde

„Die Kavallerie in Fort Yuma muss nicht immer ausreiten, manchmal reicht es, wenn die Indianer wissen, dass sie da ist.“

Bundesfinanzminister **Peer Steinbrück** (62) zum Thema Steueroasen, denen die führenden Industrie- und Schwellenländer Sanktionen androhen. Insbesondere die Schweiz sah sich durch dieses Zitat angegriffen.

„Peer Steinbrück, das darf man in aller Offenheit sagen, definiert das Bild des hässlichen Deutschen neu. Er erinnert mich an jene Generation von Deutschen, die vor sechzig Jahren mit Ledermantel, Stiefeln und Armbinde durch die Gassen gegangen sind.“

Thomas Müller (56), Schweizer Parlamentsabgeordneter der CVP

„Für die Menschen ist nicht die Oase das Problem, sondern die Wüste drum herum.“

Guido Westerwelle (47), FDP-Chef, zur Kritik der Bundesregierung an Steueroasen

„In Sachen Kondombenutzung wäre es teuflisch, dem Papst zu glauben!“

Wolfgang Wodarg (62, SPD) in einer Mitteilung zur Papst-Äußerung gegen Kondome

Versöhnliche US-Botschaft für den Iran

Präsident Obama bietet Neubeginn der Beziehungen an

Washington – Es war eine Botschaft ganz im Stil des neuen Präsidenten. Nicht geheime diplomatische Depeschen, sondern eine Videobotschaft – für jedermann abrufbar im Internet – wählte Barack Obama für seinen jüngsten Vorstoß.

VON FRANK BRANDMAIER

Und seine Botschaft klang abermals deutlich anders als die Töne, die die Welt noch von George W. Bush gewohnt war. Orakelte Obamas Vorgänger noch von der Möglichkeit eines „Dritten Weltkriegs“ im Zusammenhang mit dem iranischen Atomprogramm, sprach der neue Mann im Weißen Haus jetzt von einem „neuen Tag“ in den eingefrorenen Beziehungen, von „gegenseitigem Respekt“ und von der „gemeinsamen Menschlichkeit, die uns verbindet“.

Dabei zweifelt niemand, dass die versöhnliche Botschaft gen Teheran wenig mit blauäugigem Pazifismus in Washington zu tun hat, sondern viel mit den Mechanismen der Realpolitik. Obama machte dem Mullah-Regime auch klar, dass es einen Preis zu zahlen hat, will es seinen „rechtmäßigen Platz“ in der internationalen Gemeinschaft einnehmen. „Nicht durch Terror oder Waffen“ könne der Iran dorthin gelangen, betonte der Präsident mit fester Stimme, sondern nur durch friedliche Maßnahmen.

Schritt für Schritt scheint sich die Regierung in Washington daranzumachen, die Funkstille mit jenen zu beenden, die Bush noch als Teil der „Achse des Bösen“ sah. Anfang des Monats redet erstmals seit vier Jahren wieder ein ranghoher US-Diplomat mit der syrischen Führung. Auch Gespräche mit moderaten Taliban, einst undenkbar, zieht das Weiße Haus nun in Erwägung. Schon zuvor hatte sich Washington offen für eine Teilnahme des Iran an einer Afghanistan-Konferenz gezeigt.

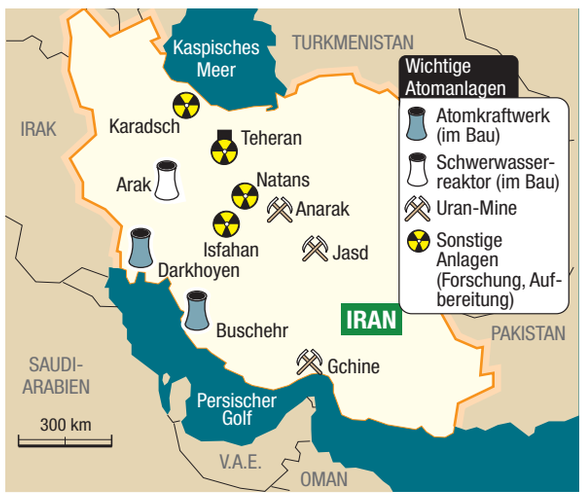
US-Experten sehen den neuen Kurs mit Wohlwollen. „Der Fokus sollte darauf liegen, das Verhalten des Iran zu ändern“, meint der Präsident des renommierten Außenpolitik-Instituts Council on Foreign Relations in Washington, Richard Haas. Das sei möglich. „Dass es aber dazu kommt, ist wahrscheinlicher mit einem Iran, der in die Region und die Welt integriert ist, als mit einem, der abgeschnitten ist und sich den extremsten Formen des Radikalismus und des Nationalismus hingibt“, betont der angesehene Fachmann. Offizielle Gespräche mit Teheran zu beginnen „macht sehr viel Sinn“, ist sich Haas sicher. Eine Belohnung des widerspenstigen Regimes sei das nicht, sondern Ergebnis der Erkenntnis, „dass das Ignorieren des Iran – die Politik der Vernachlässigung – das Regime oder seinen Einfluss nicht geschwächt hat“.

Dass Obama in seiner Botschaft keine Vorbedingungen stellte, deckt sich mit der strategischen Stoßrichtung, die Haas empfiehlt. Umgekehrt sollte sich Washington aber auch nicht vorschreiben lassen, wie es sich zu verhalten habe. Auf Entschuldigungen der USA für lang vergangene Aktionen zu beharren, sei „eine Ablenkung“, meint der Experte. „Ein Iran, der auf solchen Bedingungen beharrt, meint es nicht ernst.“

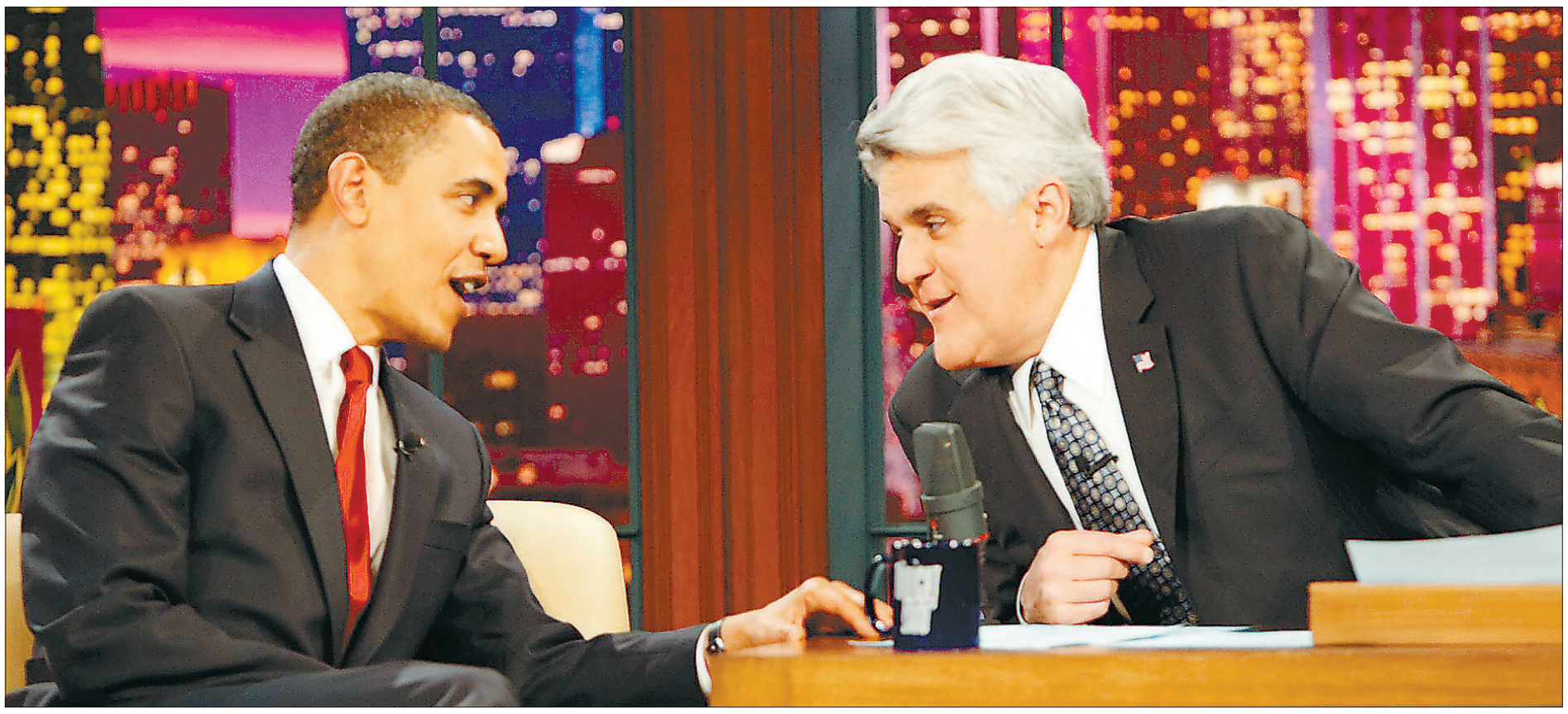
Aber Obama weiß auch, dass in Sachen Iran die Zeit drängt. Teheran hat genügend Uran angereichert, um theoretisch eine Atombombe bauen zu können. Gleich gegen vier Resolutionen des UN-Sicherheitsrats hat das Regime mit dem Ausbau seiner Anreicherungskapazitäten verstoßen.

Auf jeden Fall hat Obama den Ball ins Feld der Iraner befördert. Doch in Teheran zeigte man sich am Freitag hartleibig: Ein Sprecher von Präsident Mahmud Ahmadinedschad verwies auf „feindseliges und aggressives Verhalten“ der USA von einst.

Atomanlagen im Iran



AFP/ STN / Fuchs / Quelle: IAFA, Globalsecurity



„Man lebt im Weißen Haus in einer Blase“: US-Präsident Obama (li.) am Donnerstagabend (Ortszeit) zu Gast bei Starmoderator Jay Leno Foto: AP

Die Trivialisierung der Politik

US-Präsident Obama klagt in Talkshow über gierige Manager

Washington – Als erster US-Präsident ist Barack Obama als Gast in einer Late-Night-Talkshow aufgetreten.

Von unserem Korrespondenten
MARKUS GÜNTHER, Washington

Wann bekommen die Obama-Kinder nun endlich ihren Hund? „Aber das war doch nur ein Wahlkampfversprechen“, sagt der Präsident und lacht. Das Publikum lacht auch. „Nein, das war jetzt ein Scherz“, sagt er schließlich, „der Hund kommt bald, wirklich.“ Da steigt die Stimmung im Studio, die Sympathiewerte des Präsidenten steigen auch. Wir sehen aus der Serie „Die Trivialisierung der Politik“ die Folge „Obama bei Leno“.

Die amerikanischen Spätabendplauderer, also auf gut Neudeutsch: die Late-Night-Talker, haben sich seit Wochen um diese Geschichte gerissen. Der Sender NBC machte das Rennen und verkauft die Nachricht ganz geschickt: Schon seit Tagen laufen Berichte um die ganze Welt, die eine historische Sensation ankündigen, die fast vergleichbar scheint mit der Nachricht, dass erstmals ein Schwarzer Präsident in den USA geworden ist.

Jetzt also: Erstmals ist ein amtierender amerikanischer Präsident in einer Late-Night-Talkshow zu Gast. Da muss man jedes Wort auf die Goldwaage legen, denn sonst bleibt von dem Sensatiönchen nicht viel übrig: Obama war schon oft bei Jay Leno zu Gast (aber noch nicht seit der Wahl), Präsidenten in Talkshows sind auch nichts Neues mehr (aber in der Subkategorie Late-Night-Show war noch keiner), und auch auf „amtierender Präsident“ liegt die Betonung (denn die Ex-Präsidenten sind hier Stammgäste).

Warum macht Obama das? Die Republikaner werfen ihm prompt vor, er laufe vor der Krise weg. Da mag was dran sein, aber es tut nichts zur Sache. Im Gegenteil, heißt es aus dem Weißen Haus, auch in der Talkshow gehe es um politische Kommunikation. Und um Mitternacht bei Leno erreiche man eben eine andere Zielgruppe als bei Reden aus dem Oval Office.

Also nimmt der Präsident im dunklen, zugeknöpften Anzug im Ledersessel des Talkshowmasters Jay Leno Platz, der brav die Stichwörter liefert: Der Hund, der Secret Service, das Flugzeug des Präsidenten. „Wie cool ist es“, fragt Leno im Duktus eines Schuljungen, „mit Air Force One zu fliegen?“ Und: Hat Obama schon die legendäre Bowlingbahn im Weißen Haus ausprobiert? Sein Bowling, sagt der Präsident, sei immer noch so miserabel, dass es bestenfalls „für die Behindertenolympiade“ reiche. Er lacht wieder. Das Publikum lacht auch. Die blöde Bemerkung muss gleichwohl später vom Weißen Haus geradegerückt werden: Der Präsident habe Behinderte nicht beleidigen wollen. Die Verbände schicken dennoch eine Protestnote.

Doch von solchen Kleinigkeiten abgesehen, läuft es rund für Obama an diesem Abend. Er bietet wahlweise Betroffenheit über die Wirtschaftskrise („Wir werden Zeit brauchen, bis wir da rauskommen“), Empörung über die gierigen Manager („Ich war geschockt, als ich von den Boni für die AIG-Manager gehört habe“), Verständnis fürs einfache Volk („Ich verstehe die Frustration“) und ein bisschen kokette Selbst-Reflexion („Man lebt im Weißen Haus in einer Blase. Der Secret Service lässt mich kaum ein paar Schritte allein gehen“). Dann noch ein bisschen Männergequatsche über Basketball und Fitness, flotte Musik von der Band. Dann ist es auch schon Zeit für die nächste Werbepause, und das Sensatiönchen ist vorbei.

Info

US-Präsident Barack Obama nahm nicht umsonst den langen Flug nach Los Angeles in Kauf, um in der Nacht zum Freitag in einer Late-Night-Show aufzutreten. Sein Gastgeber **Jay Leno** ist mit Abstand der beliebteste Talkmaster Amerikas. Leno ist der Nachfolger des legendären „Tonight Show“-Moderators Johnny Carson, der seine Zuschauer drei Jahrzehnte lang am späten Abend mit Witzen über die Großen des Landes und ihre kleinen Schwächen vom Schlaf abgehalten hatte.

1993 übernahm Leno den Stab von Carson. Am 29. Mai dieses Jahres gibt er ihn an seinen Nachfolger Conan O'Brien weiter. Ob er dem Neuen auch sein allabendliches Fünf-Millionen-Publikum überlässt, ist jedoch mehr als fraglich. Denn Leno bleibt bei NBC. Um den Talkmaster-Star nach Vertragsende nicht an die Konkurrenz zu verlieren, hatte der Sender ihm eine bessere Zeit angeboten. Damit wird Leno künftig schon um 22 Uhr statt bisher 23.35 Uhr auf Sendung gehen. Diesen Platz hatte NBC bisher für seinen Langzeitfavoriten „E.R.“ („Emergency Room“) reserviert.

Ein Schotte holte Göring vom hohen Ross runter

Universität Cambridge lässt in Schriftstücke aus der Zeit der Nürnberger Prozesse blicken

London – Vor 63 Jahren nahm Generalstaatsanwalt Sir David Maxwell-Fyfe die Nazigröße Hermann Göring ins Kreuzverhör – jetzt sind auch die offenherzigen Prozesskommentare des Schotten offen zugänglich.

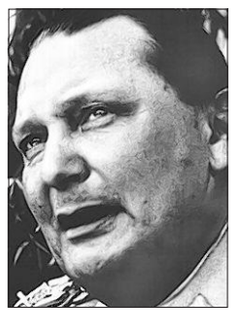
Von unserer Korrespondentin
JASMIN FISCHER, London

Über 200 von Fyfes bissig-amüsierten Briefen an seine Frau hat die Universität Cambridge nun zugänglich gemacht. Verfilmt werden soll der Schlagabtausch auch.

Alles hing an dem zweiten englischen Hauptankläger: NS-Luftwaffenchef Hermann Göring hatte nach der schwachen Befragung durch US-Staatsanwalt Robert Jackson mächtig Oberwasser. Sir Maxwell-Fyfe musste die Situation retten, sonst hätten die Alliierten ziemlich blass gegen den wendigen Göring ausgesehen. Fyfe hatte Erfolg: „Das Kreuzverhör ist gut gelaufen“, schreibt er später an seine Frau, „Jackson hat nicht nur keinen Eindruck hinterlassen, sondern das Dickerchen Göring noch weiter aufgebaut. Ich glaube, ich hab' ihn wieder ordentlich von seinem hohen Ross runtergeholt.“ Und an anderer Stelle: „Jackson konnte gegen diesen übermütigen Göring nichts ausrichten. Ich musste einfach eingreifen, sonst hätte der sich wieder auf seinen Denkmalsockel gesetzt.“

Das Ringen der zwei Männer lässt weder den einen noch den anderen kalt. Ein paar Tage später notiert Fyfe mit einer Mischung aus Groll und Bewunderung: „Göring meint, dass er einfach Pech hatte, als Erster aussagen zu müssen, und er meine Technik jetzt verstehe und besser nützen könnte. Ich muss schon sagen: Hut ab vor dem alten Räuber. Der passt gut auf!“

„Die Briefe zeigen einen faszinierenden Moment“, sagt Allen Packwood, Direktor des Churchill Archives Centre, in dem die Briefe lagern. „Göring hatte sich gerade von dem Schock der Verhaftung erholt, er wusste, er würde sterben und sah den Prozess als letzte Chance, den Nationalsozialismus leidenschaftlich zu verteidigen. Maxwell-Fyfe musste sich mit ihm messen – das tat er auch.“



Göring Foto: dpa

Die Briefe, die nun aufgetaucht sind, geben dabei einen wertvollen Einblick in Fyfes Gedanken, die er offen äußert. „Göring hat sich ziemlich gut verteidigt“, schreibt er, „außer, dass er kein Ende gefunden hat und grotesk geltungsbedürftig ist.“

Die Briefe, die der Schotte aus dem unwirtlichen, ausgebombten Nürnberg nach Hause schickte, enthüllen auch die Spannungen zwischen den Alliierten. Über seinen wenig geschätzten US-Kollegen Jackson schreibt er: „Er ist in gewisser Weise lustig – lustig-merkwürdig. Allerdings müsste es klar sein, dass selbst die schöne neue Welt nicht ohne gute Manieren funktioniert.“

Hinter den Szenen des Kriegsverbrechertribunals kündigen sich da schon die ersten Anzeichen des aufziehenden Kalten Krieges an. „Es gab jede Menge unbehagliche Momente“, so Packwood. Fyfes Enkel, Tom Blackmore, plant nun, das Drama der Briefe in einen Film zu verwandeln. Die preisgekürte US-Produktion „Im Namen der Menschlichkeit“ hat Maxwell-Fyfes Rolle bereits im Jahr 2000 rekonstruiert.